

Die sterbende Nation

Autor(en): **Bührer, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **4 (1909-1910)**

Heft 21

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748180>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Durchmesser, und wenn diese Kugel 10 cm in der Sekunde, d. h. ihren eigenen Durchmesser zurücklegt, so wird sie uns keineswegs schnell erscheinen. Diese Kugel hat die Geschwindigkeit 1, denn sie legt in der Zeiteinheit einen Weg zurück, der sich genau mit ihrer Körperdimension deckt. Die Beispiele für meine Behauptung, daß die Schnelligkeit in meinem Sinne eine viel bessere Erkenntnis für die Intensität der Ortsbewegung ergibt, als die mathematische Geschwindigkeit, könnte ich ver Hundertfachen; aus allen Gebieten der Biologie, Mechanik und Astronomie ergeben sich auffällige Fälle, die meine Behauptung zu erhärten imstande sind. Ich schließe mit der Bitte, daß Berufenere meine Anregung aufgreifen und der Erkenntnis auf allen Gebieten der Naturwissenschaft, insbesondere aber dem Verständnis der Schüler für die Verhältnisse Zeit und Raum sowohl im Kleinsten, als auch im Größten dienstbar zu machen versuchen sollen; dann dürfte der Grundsatz, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist, zu einer Anwendung führen, die ihn von den engen Begriffen der Scholle emanzipiert und Räume und Schnelligkeiten auf ein verhältnismäßiges Maß zurückzuführen befähigt!

„Est modus in rebus.“



Die sterbende Nation.

Ein Gespräch.

Personen: Gerhardt und Manuel.

Gerhardt: Hast du die neue Mär schon gehört, Manuel, daß in 10 oder 20 Jahren wir Schweizer in unserem eigenen Lande in Minorität sein werden?

Manuel: Denkst du, das interessiere mich? Gib mir lieber noch eine Pfeife voll von deinem Tabak.

Gerhardt: So kalt verläßt du die gemeine Sache?

Manuel: Ja, Gerhardt, sie ist gemein! Aber hören wir auf, unsere großen Dichter zu zitieren, darauf sollte, wie auf Abtrazen von Goldmünzen, Zuchthausstrafe stehen! Nimm deine Geige und spiel etwas Schwermütiges, ich will derweilen dem kleinen goldenen Wolfensiegel zusehen, wie es langsam um das Gebirge schiffet, das dort groß, rund und weiß aus einem Meer von Blut und gelber Wolfsmilch sich auftürmt.

Gerhardt: Du lügst — lügst immer, wenn du dich als Schöngeist aufspielst, als raffinierter Kulturmensch, der ausgibt, ein Paar har-

monische Farbenflecken, einige ziere Linien interessierten ihn mehr, als der bettelnde Blick aus dem Auge eines siechen Kindes.

Manuel: Vermöchtest du ohne diese Lüge zu leben? Vermöchtest du die ungeheure Armut unserer Reichen, und ihrer schönen stolzen Frauen, von denen keiner und keine imstande wäre, eine Stunde lang sich mit sich selbst unterhalten zu können, vermöchtest du die wilde Gier, den stumpfen Neid der Kommenden zu sehen, wenn es nicht Träume gäbe, Lügen, die mit schönen diamantgeschmückten Händen dein Mitleid mit der Welt still und graziös erdrosselten, und dann mit ziergebogenem Zeigefinger ans schwarze Eisentörlein pochten, und bettelten mit einer demantklaren reinen Kinderstimme bis die Törlein knarren und zwischen Rietgras, Ginster, Gänseblumen ein braunes Weglein hingehet zu dem roten Mohnfeld und durch die Buchsbaumhecke zu dem stillen Wasser, darin die warzenreiche alte Kröte breitspurig hockt, die Wasserjungfer still darüber steht, die Echselein an dem Rand sich züngeln und dann hastig paaren, der schwarze Schwimmer gemächlich rudern aus der Tiefe taucht, und flinke Wasserläufer als stahlblaue Kugeln hin-herüber huschen, indessen unten sich ein Salamander mit seinem Vorderbein am Kopfe kraut und seinen roten Bauch zeigt! — Der Satz war viel zu lang — gib mir Burgunder!

Gerhardt: Mir scheint, du trankst heute schon zu viel.

Manuel: So war der Wein schlecht, oder ich. Denn guter Wein macht einen guten Menschen schweigsam; er haßt das Nichts und aller Nichtse Nichts, das ist die Sprache. Er gestaltet alles, denkt in Formen, Linien und Farben. Er haßt die Sprache, sag' ich dir! Drum gibt er verlorren Schwätzern gern den Zungenschlag. Drum gib mir Wein. —

Gerhardt: Im Ernst —

Manuel: So schieß doch los, wenn du mit deinem Stierkopf durch die Wand willst. Ich weiß, „Die sterbende Nation“ hieß der Artikel, ich las ihn schon. Du bist also für Zwangseinbürgerung aller bei uns geborener Ausländer, nicht wahr?

Gerhardt: Daran kann jeder, der über die Armengemeindegrenzpfähle hinausfieht, doch nur einer Meinung sein.

Manuel: Ich bin aus Prinzip über jede Sache, über die man nur einer Meinung sein kann, gegenteiliger Ansicht. Also auch hier!

Gerhardt: Das würde in diesem Falle heißen, du bist mit dem Untergang unseres Volkes als Nation einverstanden?

Manuel: Aber durchaus nicht, nur sehe ich nicht ein, was mit der Zwangseinbürgerung erreicht werden soll? Wir haben das schöne

Wort „Konfektionschweizer“. Die Leute sind in das schweizerische Bürgerrecht hineingeschlüpft, wie in einen Modellanzug, zu dem sie aber nicht Modell gestanden haben, weshalb an allen Ecken das falsche Maß zu erkennen ist . . .

Gerhardt: Beantworte mir vorerst noch die eine Frage: Glaubst du, daß in Wahrheit eine Gefahr, wie sie in dem Artikel angeführt wurde, besteht?

Manuel: Nein, sie bestand einmal — früher!

Gerhardt: Wie??

Manuel: Jetzt ist die Katastrophe bereits eingetroffen!

Gerhardt: Oho! So weit ist's noch nicht, vorerst stehen wir noch reichlich zwei Drittel Landesbürger gegen ein Drittel Ausländer.

Manuel: „Ein Drittel“, „Zwei Drittel“ „Bürger“! Zahlen, leere Begriffe! Das Verhältnis zwischen deinen Bürgern und den Ausländern könnte gerade umgekehrt sein, und es brauchte nicht die mindeste Gefahr für den Untergang unserer Nation zu bestehen.

Gerhardt: Ich versteh dich nicht! Was tut denn nach deiner Ansicht Not?

Manuel: Vorerst andere Zeitungsfeuilletons und andere Theater.

Gerhardt: Deine Paradoxone wären zum Lachen, wenn sie in einer so ernstesten Sache nicht ärgerlich unangebracht wären!

Manuel: Ich rate dir zur Trauer. Tu dir die Liebe an, und gehe einmal die Feuilletons sämtlicher schweizerischer Tagesblätter durch. Ich werde vier Wochen lang einen Wiedertäuferbart tragen, wenn du mit Ausnahme von vielleicht einer einzigen Zeitung irgendwo auf eine schweizerische Arbeit stößest. Duzendmal aber wirfst du deutsche Grafen, Kommerzienräte antreffen, kurz, immer Verhältnisse, die uns absolut fern liegen. „Zeitungsromane“ sagst du achselzuckend, aber 90 % aller Schweizerfrauen nimmt tagtäglich einen Eßlöffel voll von diesem reichsdeutschen Lauwasser ein, und der Teufel müßte ein schlechter Medikus sein, wenn es ihm mit dieser langsam und sicheren Kur nicht gelingen sollte, zu verwässern, was noch irgend an eigengewachsenen Anschauungen vorhanden ist. Denk, es sind Mütter, die Gebärerinnen unseres Volkes! — „Zeitungsromane!“ Aber wo erscheinen denn die Arbeiten unserer einheimischen Schriftsteller? Wir haben welche, heute, vielleicht ein duzend Kerle, die etwas können! In deutschen Zeitschriften erscheinen ihre Arbeiten und kommen dann gelegentlich einmal auch zu uns. In einer Leipziger Wochenschrift erschien kürzlich zuerst ein Roman, der dem Volk von Unterwalden gewidmet ist! Warum das? Weil das Volk der Hirten nicht bezahlen kann! Wir werfen eine Million aus für Schützenpreise, damit wir wehrhaft unsere Nationalität

erhalten können, indessen wird sie uns eßlöffelweise Tag um Tag abgestohlen, weil wir nicht so viel aufbringen können, um unsere Dichter und Erzähler selbst zu erhalten, sondern sie vom Ausland aushalten lassen, wo ihre Kraft und Ursprünglichkeit bestaunt wird, wie eine Panoptikumrarität. Man müßte einen Aufruf an die schweizerische Nation erlassen, darin in eindringlicher Sprache die Größe der Gefahr dargestellt würde; die ganze Springslut patriotischer Töne müßte man in bengalischer Beleuchtung aufblitzen lassen, und das Volk zu einer Stiftung für die Einführung des schweizerischen Zeitungsromans entflammen. Es wäre eine wirkliche vaterländische Tat. Und dann wäre Not, daß eine eidgenössische Stiftung gemacht würde, die periodisch einigen schweizerischen Talenten gestatten würde, eingehende Studien über Schauspiel und Regiekunst zu treiben, und keinem Ausländer dürfte dann mehr die Direktion eines schweizerischen Theaters überlassen werden. — Vom Theater geht, sichtbar und offenbar für jeden, der feiner empfindet, der für das Nationale eines Volkes gefährlichste Einfluß aus. Hier macht sich jenes Ich, das nach Nietzsche nicht Ich sagt, aber Ich tut, von dem sich auf der Bühne vorteilhaft repräsentierenden Deutschen die geheimsten und leisesten, aber damit zugleich wichtigsten Ausdrücke des deutschen Nationalismus zu eigen. Dagegen vermöchte der schweizerische Schauspieldirektor wohl noch nicht aufzukommen, wohl aber würde er verhüten, daß uns die bösesten deutschen Schmarren, die in Deutschland immerhin von Wert sind, weil sie Heimisches erzählen, aufgetischt werden. Ich kann nichts „beweisen“ von allem, was ich sage, und der Schweizer ist bereit, unselig zu werden und nur zu glauben, was er mit beiden Händen ertappen kann.

Gerhardt: Nach alledem siehst auch du in der Schweiz eine literarische Provinz Deutschlands.

Manuel: Nein, sehr geehrter Herr, aber einen literarischen Schutt-ablagerungsplatz Deutschlands. Frage einmal auf unsern Postbureau nach, und du wirst die Bestätigung erhalten, daß die minderwertigsten deutschen Zeitschriften bei uns den größten Absatz finden. Als einmal „Die Woche“ einen Ausfall gegen die Schweiz — ich glaube, es war eine wahrhafte Bosheit, oder eine boshafte Wahrheit, und die erträgt der Schweizer am allerwenigsten — brachte, wurde in patriotischer Begeisterung die schwarze 7 auf rotem Grund rausgeschmissen, einmütig und kraftvoll; wenn heute eine schweizerische Zeitschrift so viel Abonnenten hätte wie „Die Woche“ in der Schweiz, stünde sie großartig da.

Gerhardt: Zugegeben, daß da Mißstände existieren, aber das alles

beweist doch nicht, daß die Zwangseinbürgerung nicht dennoch ein sehr wirksames Mittel sei, unserer Entnationalisierung zu steuern.

Manuel: Pardon, du sagtest, in 20 Jahren wären die Ausländer in der Mehrzahl, nehmen wir mal 40 Jahre an, denn Propagandisten übertreiben mit Recht; in 40 Jahren werden wir alle samt und sonders so international, so ungeheuer aufgeklärt denken, vorausgesetzt, daß diese Zustände weiterbestehen, daß es dann vollständig gleichgültig ist, wer in der Mehrheit ist. Denn zwischen Deutschtum und Schweizertum wird kein Unterschied mehr sein.

Gerhardt: Daran zweifle ich; die mächtige Heimatschutzbewegung wird dem doch einen Ball entgegenstellen.

Manuel: Die Heimatschützer sind in der Hauptsache feinsinnige Ästheten, die ausgestopfte Vögel in möglichst natürliche Haltung bringen wollen; den Vogel machen sie nicht mehr lebendig.

Gerhardt: Du bist spitzig und ungerecht.

Manuel: Wer sagt dir, daß ich stumpf und gerecht sein will? Ich riet dir zur Geige und mir zu einer Pfeife Tabak.

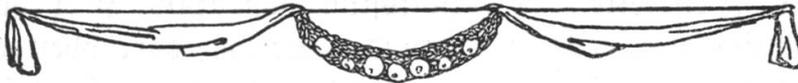
Gerhardt: Noch etwas, und ich will dir deine Ruhe lassen. Du sprachst sonst gerne von der Wohltat, die die gegenseitige Annäherung der Völker auf die allgemeine Kultur ausgeübt hätte, heute scheinst du nur die Gefahren solcher Annäherung zu sehen?

Manuel: Wenn du ein Weib wärest, möchte ich dir den Gedanken verzeihen, da du mein Freund bist, halte ich mich für einen Dummkopf! Wäre ich es nicht, so hättest du vielleicht einmal empfunden, daß nichts eines Mannes Geist, eines Mannes Gemüt förderlicher ist, als die Freundschaft zu einem Manne, der Geist und Gemüt besitzt. Nie hat ein Volk einen größeren, reicheren, idealeren Freund besessen, als die Schweiz an Deutschland. Das Beste und Größte, was dieser Freund sich ausdachte, exträumte und erdichtete, schuf er auch für uns, und auch wir wurden groß und reich durch ihn, weil wir ihn ganz verstanden. Aber dann fing der Freund auch an, uns seine kleinen und kleinsten Alltäglichkeiten zu erzählen, das Mittelmäßigste und was darunter ist, bot er uns an; der Freund entdeckte auf einmal sein kaufmännisches Talent und machte aus unserm Land eine Buchhändlerfiliale, auch seine Bühne verlegte er ganz einfach nach der Schweiz. Alles, was in Berlin eine Spur von einem Bühnenerfolg aufweist, ist unbesehen auch für uns interessant. Auf Deutschland fällt nicht der leiseste Schatten einer Schuld. Der hat sein Existenzrecht verloren, der nicht aus jedem Handelsartikel — und was ist Bühne und Literatur hier anderes? — so viel heraus schlägt, als er kann! Wir nehmen die deutschen Zeitungsfeuilletons, die ganze reichsdeutsche Schauspielerei, die deutsche Schundliteratur

mit Behagen auf, und bezahlen sie mit dem Verlust unserer Nationalität. Ein Großer gehört nicht nur seiner Nation, er gehört der Welt; Abgründe sind in ihm und Höhen; das allen Menschen Gemeinsame redet; man kann an ihm auf- und niedersteigen, und wenn man sich verloren hat, so findet man sich immer wieder stärker und gesünder als vorher. Aber die Produktion der Kleinen und Kärner ist leicht und sumpfig, der Einheimische mag ohne Schaden an seinem eigenen Selbst durch diese Niederungen wandern, er wird immer dann und wann auf den Untiefen ein fröhliches Aufblitzen der heimischen Sonne beobachten; denn so ganz hilft keinem die Phantasterei aus seiner Haut, daß auch seine blutlosesten Schemen nicht noch eine Spur von ehrlichem Leben aufzuweisen hätten, die vom Einheimischen immer empfunden wird; dem Ausländer aber muß auch dieser Goldrest verdeckt und unverwertbar bleiben. Die Deutschen protestieren, daß jedes englische, französische oder russische Buch ins Deutsche übertragen werde, gewiß nicht nur aus buchhändlerischen Interessen, sondern weil die mittelmäßige und schlechte Literatur Versumpfung bringen muß für ein fremdes Volk. Ich sehe nicht ein, warum wir uns anders gegenüber Deutschland verhalten sollen, als es sich selbst gegen andere Nationen verhält! Jeder, der wirklich etwas zu sagen hat, sei uns willkommen; wir wollen nicht fragen, welcher Nation er angehört; — wer ein Gaukler ist, soll draußen bleiben. Und nun will ich dir meine einfachste Entdeckung offenbaren: Die Schuld an allen diesen Zuständen und somit auch am Ruin unserer künstlerischen oder, was dasselbe sagen will, innerlich persönlichen Selbstständigkeit, trägt nicht das Volk, das gierig zu allem greift, was man ihm bietet, sondern der Mangel an einem kaufmännischen Genie, das imstande wäre, die große Kauflust unseres Volkes für Unterhaltungsliteratur auszunützen, indem es ihm statt der ausländischen einheimische Literatur ebenso billig anböte. Es würde mit seiner Verlagsanstalt ein Bureau für den Vertrieb von schweizerischen Zeitungsromanen verbinden; die Arbeiten unserer Besten würden vorerst in zwei, drei großen Zeitungen gleichzeitig erscheinen, dann in einer guten Buchausgabe und endlich als billige Volksschrift. Dieser Verleger wäre in der Lage, den einheimischen Schriftstellern die gleichen Honorare, wie das Ausland anzubieten, und ich zweifle nicht daran, daß unsere Dichter auf das Bißchen im Ausland erkaufte Ruhm verzichten würden, wenn sie dafür direkt zu ihrem Volke reden könnten. Keine Nation hat heute ihre Dichter weniger als wir! Dieser schweizerische Verlag müßte auch in der Lage sein, die importierten billigen Zeit-

schriften des Auslandes bei uns verdrängen zu können. Und endlich würde dieser Verlag auch sich der schweizerischen Dramatik anzunehmen haben. Damit würde, so glaube ich sicher, für die Erhaltung und Rettung unserer Nationalität vor der Ausländerei mehr erreicht werden, als durch die Zwangseinbürgerung. Aber vielleicht sollte man das eine tun und das andere nicht lassen.

J. Bühler.



Mézières.

Das Volkstheater in Mézières hat seine Pforten wieder geöffnet. Man erinnert sich, daß vor zirka neun Jahren der Dramatische Verein des waadtländischen Jurten-dorfes sich an René Moray, den Autor eines mit großem Erfolg in Lausanne und Umgebung, sowie in Zürich, St. Gallen, in Deutschland usw. aufgeführten Stückes „Die Quatembernacht“ (La Nuit des quatre Temps) wandte und um ein Drama für seine ländlichen Verhältnisse bat. So entstand „La Dime“, die 1903 in der Maschinenhalle der Jurtenbahn, gleichzeitig zur waadtländischen Jahrhundertfeier als patriotisch historisches Stück in Szene ging.*) Der Erfolg ermutigte Autor und Darsteller zum Bau eines eigenen Theaters, das zwar sehr einfach ausfiel, aber geräumig ist (1100 Plätze) und über eine Bühne verfügt, deren Größe und hervorragende technische Anlagen sich auf Schweizerboden nur noch in Genf finden.

Neben der „Dime“ wurde 1908 ein neues Drama „Henriette“ aufgeführt, und am 21. Mai 1910 fand die erste öffentliche Aufführung von „Miénor“ (Buchausgabe, Lausanne, E. Franckfurter, 104 S., 2 Fr.) statt.

Der vom Verfasser zurückgelegte Weg ist bezeichnend und lehrreich. Nehmen wir nur seine in Mézières aufgeführten Dramen — La Nuit des quatre Temps, Claude de Sviriez, La Bûche de Noël, Les 4 Doigts et le Pouce beiseite lassend — so stehen wir vor einem interessanten Experiment der Volkskunst.

La Dime war ein Volksstück, das einschlagen mußte. Auf historischen Erinnerungen, ja sogar auf lokalgeschichtlichen Ereignissen aufgebaut, stellt es die Befreiung der Waadt vom bernischen Joch in überzeu-

*) Buchausgabe beider Dramen bei Panot, Lausanne; die deutsche Ausgabe der „Quatembernacht“ im Verlag des Hottinger Lesezirkels, Zürich, von Jakob Böhler übersetzt.